

Wolfgang Berg

Wilhelmine

Was ich euch noch sagen wollte

1)

Kleine Geschichte für Euch

1925 gleich nach Ostern war mein erster Pentecost. Da stellte uns der Lehrer die Frage: Welches Fest ist das schönste? Weihnachten, Ostern od. Pfingsten? Ich meldete mich u. sagte: Das Osterfest. Andere sagten, Weihnachten wäre schön u. einige wenige meinten Pfingsten. Der Lehrer gab uns allen recht. Die meisten waren für's Osterfest u. das war die ärmere Schicht, wie es sich später herausstellte. Ich hatte 5 Pfoten, mein Bruder Reinhold u. Pfoten der jüngste, hatte 10 Pfoten. Umkleiside Kinder, wie ich es war, durften höchstens 5 Pfoten haben. Bis zum 12. Lebensj. holten sich die Kinder ihre Geschenke ab mit Ausnahme des 1. Lebensj. u. der 2. bis zur Konfirmation. Da kamen die Pfoten u. brachten ihrem Pfotenkind das Geschenk. Es war die Zeit nach dem 1. Weltkrieg, in der es besonders viele arme u. sehr arme Familien gab. (An den letzten gehörte ich) Entsprechend ^{Pfoten} kam die Geschenke aus. Dem elterlichen Pfoten nach, best. es aus einer Ostersemmel in Form eines

Wilhelmines Geschichte, Kopie ihrer ersten geschriebenen Zeilen.

Wolfgang Berg

Wilhelmine

Was ich euch noch sagen wollte

© 2025 Wolfgang Berg

Umschlaggestaltung und Illustration : Wolfgang Berg

Druck und Vertrieb: tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig.

ISBN: 978-3-384-00983-8



Spreewald



Spreewaldhaus, ähnlich dem Elternhaus von Wilhelmine

Vorwort

„So, Kinder, jetzt habe ich wieder viel zu viel erzählt“, sagte Wilhelmine wie so oft zu den Zuhörern ihrer alten Geschichten. Sie stand auf und gab ihnen zu verstehen, dass sie jetzt gehen könnten. Sie würde sich einen Tee brühen, Abendbrot essen und dann zu Bett gehen. Doch nach kurzem Schweigen fügte sie hinzu:

„Wartet noch einen Moment, ich habe etwas für euch!“ Es ist nichts Besonderes, aber ich dachte, ich zeige es euch trotzdem. Aus dem Wohnzimmerschrank holte sie handgeschriebene DIN-A4-Blätter und gab sie ihrem Sohn.

Das war an einem Samstag im Frühjahr 2008, aber schon am nächsten Morgen forderte sie ihre niedergeschriebenen Erinnerungen zurück.

Ihre unzähligen Geschichten und dieses Ereignis haben mich sehr inspiriert und motiviert, diese fesselnde Familiensaga zu schreiben. Vielen Dank, Wilhelmine!

Ihr Sohn

A handwritten signature in cursive script, reading "Wolfgang Berg". The ink is dark, and the signature is fluid and personal.

Kapitel 1

Nein, ich war noch nicht richtig wach. Ich träumte in meinem warmen Federbett noch einen schönen Traum aus. Der gleichmäßige Rhythmus des Plätschens, der seinen Ursprung im Eimer neben meinem Bett hatte, fügte sich nahtlos in diesen Traum ein. Die Klänge waren wie eine vielschichtige Melodie, die ich aus jedem aufgeschlagenen Tropfen heraushörte.

Ich blickte nach oben und entdeckte einen großen braunen Fleck auf der weiß gekalkten Lehmdecke. Seine Umrandung erinnerte an eine abstrakte Form mit kunstvoll gestaltetem Muster. Im Zentrum dieses Flecks bildete sich in rascher Folge ein Wassertropfen, der dann im Eimer sein Ziel fand.

Ein lautes Geräusch unterbrach meine Träumerei. Es war die Haustür, die Mama sicher mit großem Kraftaufwand in ihren Rahmen fallen ließ – mit Erfolg. Sie hatte soeben ihre Tochter geweckt.

„Mama, Mama!“, rief ich aufgeregt, „der Eimer läuft über!“ Dann wurden meine schönen Träumereien endgültig von Mamas Schimpfkanonaden abgelöst.

„Der alte Suffkopf treibt sich nur in den Kneipen herum, statt das Dach zu reparieren!“

„Welcher alte Suffkopf?“, wollte ich wissen.

„Na, Papa, wer denn sonst? Frag nicht so viel und steh lieber auf! Waschen, Zähne putzen, los, los, wir haben keine Zeit! Nimm das Wasser gleich aus dem Eimer, dann wird er auch nicht mehr überlaufen. Es ist auch nicht so braun, wie das Wasser aus der Pumpe.“

„Ja, Mama, ich stehe ja schon auf.“

Ich richtete mich in meinem Bett auf und verharrte einen Moment im Schneidersitz. Durch die offene Zimmertür konnte ich bis zum löchrigen Strohdach des Flures sehen. Hier drangen bereits die ersten Sonnenstrahlen durch und lösten den eben noch heftigen Regenschauer ab. Geblendet sprang ich aus dem Bett und verfehlte nur knapp die bereitstehenden Holzpantoffeln. Ich stapfte auch lieber barfuß durch den weißen Sand des feuchten Bodens. Dabei betrachtete ich meine Fußspuren, die sich interessant von den mit einer Harke gezogenen parallelen Linien abhoben.

Die Träume der Nacht waren nun endgültig gewichen und ich konnte wieder klare Gedanken fassen: „Es ist Ostersonntag und Mama will mit mir zu meinen Patentanten gehen. Dies wird voraussichtlich bis zum Abend dauern.“

Schnell füllte ich die Waschschüssel mit klarem Regenwasser aus dem Eimer, schüttete mir zwei Hände voll Wasser ins Gesicht und glaubte, fertig gewaschen zu sein. Mama ermahnte mich jedoch:

„Keine Katzenwäsche, mein Kleines; Du musst dich bei den Patentanten in deinen neuen Sachen sauber präsentieren!“

„Neue Sachen?“, wunderte ich mich. Ich nahm den Waschlappen und strich mit der harten, groben Kernseife darüber. Endlich hatte ich so viel Seifenschaum produziert, dass Mama sich mit meinem Waschen zufrieden gab. Dann lüftete sie das Geheimnis des Zähneputzens.

„Minka!“, rief sie, „Überraschung! Eine Zahnbürste! Jeden Tag werden ab heute die Zähnnchen geputzt, damit sie immer schön weiß bleiben und dir nicht verloren gehen. Das darfst du auch nicht vergessen, sonst siehst du bald so aus, wie die alte ‚Sultkanka‘.“ Was ich indessen als Geschenk in den Händen hielt, war ein Knochen, in den in regelmäßigen Abständen kurz gestutzte Schweineborsten versenkt waren. Mama erklärte mir die Funktion dieses „modernen“ Zahnpflegegerätes und dann rubbelten wir mit diesem in meinem Mund herum.

„Und das soll ich nun täglich machen?“, fragte ich etwas verunsichert.

Mutters Geschenke kamen nicht immer so gut bei mir an. Meist waren es praktische Dinge, die ich sowieso irgendwann brauchte.

„Mama, ich ziehe mich jetzt an.“, sagte ich.

„Minka, warte noch einen Moment mit dem Anziehen!“, antwortete Mama, ging zum Schrank und kam von dort mit einer wendischen Tracht auf den Armen zurück. Dieses umfangreiche Kleidersortiment breitete sie auf meinem Bett aus. Es fand kaum Platz darauf.

„Selber genäht!“, sagte sie stolz und wies dabei auf Trägerrock, Schürze, Samtweste, Schultertuch und Haube. Mein Gesicht

muss dieses Freude ausdrückende Strahlen meiner Mutter nicht gerade erwidert haben, denn sie fragte verwundert:

„Freust du dich denn überhaupt nicht?“

In meinem Kopf spielte sich das Anziehen dieser Sachen ab, wovon ich wusste, dass es sehr umständlich war und viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Außerdem fand ich damals Mamas wendische Sachen nicht so schick wie die der deutsch gekleideten Frauen in Burg-Dorf.

„Mama, ich will diese Tracht nicht haben!“, sagte ich trotzig. Mutter fiel fast aus allen Wolken.

„Aber Kind, du solltest dich über die Tracht freuen und dankbar sein. Andere Kinder im Dorf haben so eine schöne Tracht gar nicht.“

Das wusste ich, aber ich wollte lieber ein normales, schönes Kleid, wie es die meisten Mädchen im Dorf trugen, ein Kleid, das ich schnell an- und ausziehen konnte.

Minuten später stand ich in Unterwäsche vor meiner Mutter und ließ die Prozedur des Anziehens über mich ergehen. Jetzt half kein Weinen und Zetern. Ich musste den ständigen Ermahnungen zum Stillstehen oder zu anderen erforderlichen Handlungen folgen, bis ich nach einer Stunde angezogen und somit reisefertig war.



Wilhelmine mit Mutter Luise

Kapitel 2

Wie ein Hündchen lief ich neben meiner Mama her, in der Hand eine Semmel, an der ich kaute. Wir hatten sie als Proviant mitgenommen; nicht zum Sattwerden, denn schließlich sollte bei den Paten noch ein guter Appetit vorhanden sein. Ich hatte mich meinem Schicksal ergeben.

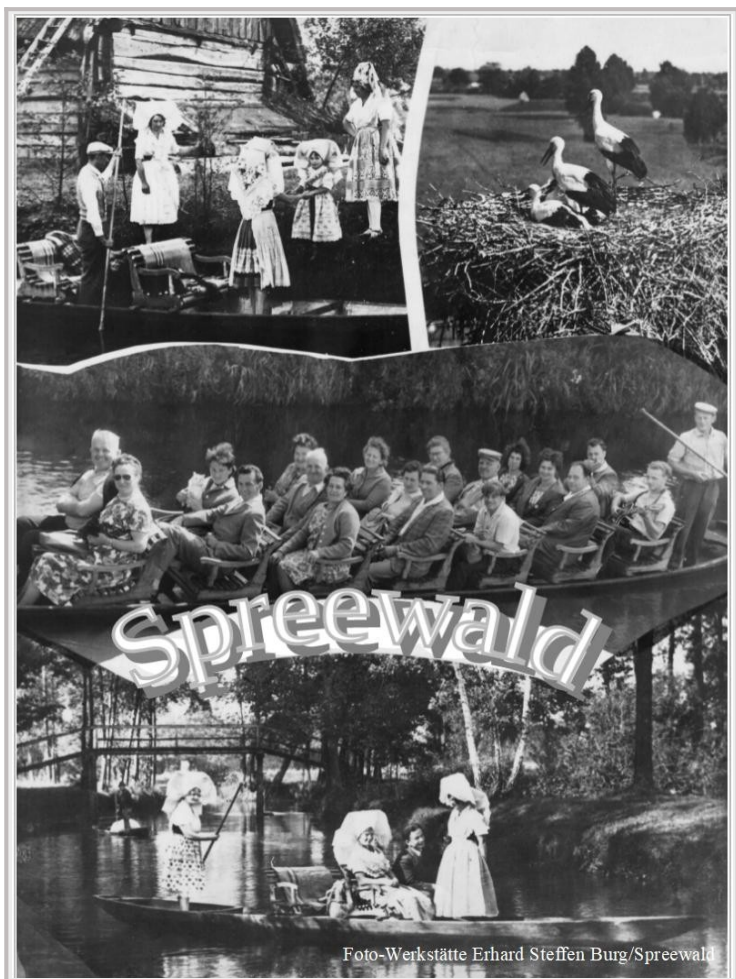
Beim Laufen betrachtete ich Mutters wendischen Rock mit den bunten, gestickten Blumen darauf. Dann zog ich meine Schürze beiseite und bewunderte die Blumen auf meinem Rock. Auf einmal fand ich diese Kleidung gar nicht so schlecht. Mich plagte ein schlechtes Gewissen. Mama hatte sich bestimmt große Mühe beim Nähen meiner Tracht gegeben, da hatte sie meine Undankbarkeit nicht verdient. Unsere Blicke begegneten sich einen Moment. Jetzt hatte ich meine Mama wieder ganz lieb und als könnte sie Gedanken lesen, nahm sie mich in die Arme und drückte mich.

Hand in Hand führten wir unseren Weg ohne ein Wort fort. Ich ertappte mich schon lange dabei, Gefallen an unserer Reise zu finden, hatte meine Störrigkeit längst abgelegt und war offensichtlich mit meiner Mutter auf einer Wellenlänge. Schließlich wollte *ich* ja Geschenke bekommen. Meine Tracht fand ich nun sogar lustig. Ich sah fast wie Mama aus, nur eben viel kleiner.



Weg zu den Paten

Meine Mutter war eine zierliche Frau mit einem gutmütigen und fröhlichen Gesichtsausdruck. Obwohl sie in ihrem Leben nicht gerade vom Glück begünstigt war, hatte sie oft ein Lächeln auf den Lippen. Schon damals waren feine Nuancen in ihrem Gesicht zu erkennen, die ich nicht zu deuten vermochte. Ihr langes, schwarzes Haar trug sie akkurat gescheitelt und am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden. Sie trug stets ein schwarzes Samtband über dem Kopf, möglicherweise zur Zierde, vielleicht auch für den Halt der Frisur. Zu besonderen Anlässen, wie an diesem Ostertag, trug Mama jedoch eine große, weit ausladende Haube, die ihre Frisur verdeckte. Lediglich der Mittelscheitel schaute an der Oberstirn noch heraus. Ich kannte meine Mutter ausschließlich in ihrer Tracht. Andere Kleidungsstücke hatte sie nicht. Ich konnte sie mir auch gar nicht anders vorstellen als in ihrer Tracht. Schritt für Schritt näherten wir uns unserem ersten Ziel. Die Vögel zwitscherten und in der Ferne hörte man das fröhliche Lachen von Kindern. Vielleicht hatten sie schon ihre Osternester



gefunden und freuten sich deshalb. Ich fühlte mich wie in einer verzauberten anderen Welt. Die Sonnenstrahlen drangen durch die Kronen der knorrigen Kopfweiden, die unseren Weg rechts und links flankierten. Mal waren sie grell und dann wieder verdeckt von den Zweigen. Blumen, die eben noch vom Regen der



Bank

Nacht fast erdrückt wurden, reckten nun befreit ihre Köpfe gen Himmel. Sie wiegten sich im Wind und nahmen dabei die Mor-

gen sonne gierig entgegen, um sich vom Nass der Nacht zu entledigen. Störche schnappten auf den feuchten Wiesen nach



Heuschober

Fröschen. Oft überquerten wir Fließe und Gräben, die sich wie Krakenarme durch die Landschaft zogen. Bänke waren es, über die wir dann gingen. So nennen die Spreewälder ihre nach oben gewölbten Brücken, die manchmal nur aus einzelnen Bohlen bestehen. Einem Kahnfährmann begegneten wir, der seinen Kahn voller Gäste unter solch einer Bank problemlos durch die Spree stakte. Seinem Gegenverkehr wich er gekonnt aus. Diese Gesellschaften genossen offensichtlich genau wie wir die Spreewaldlandschaft, dieses Geschenk der Natur. Burg-Kauper – so hieß das Dorf, in dem wir uns jetzt befanden. Hier sah es anders aus als in Burg-Dorf. Es gab viele kleine Wiesen- und Feldflächen, die von Gräben oder Fließen umgeben waren. An den Ufern wuchsen meistens Erlen. Heuschober, also um eine Stange gestapeltes Heu, gaben der Landschaft einen ganz besonderen Charme. Manchmal ragten diese Heugebilde noch aus den Resten des Winterhochwassers heraus.

Als unser Weg unter hohen, Schatten spendenden Erlen an einem Fließ vorbeiführte, stoppte Mama ihren Schritt. Sie zog ihr Taschentuch hervor, denn sie hatte Tränen in den Augen. Die plötzliche Traurigkeit meiner Mutter machte mich fassungslos. Ich konnte mir nicht erklären, warum sie so plötzlich weinen musste. Wir standen vor einem großen Haus. Es stach von den hier vereinzelt stehenden kleinen Spreewaldhäusern, die unserem Zuhause ähnelten, erheblich ab. Es hatte kein Strohdach, wie alle anderen Häuser weit und breit, sondern ein rotes Ziegeldach. Große Fenster mit bunten Butzenscheiben zierten die vorgebaute Veranda. Durch die geschmackvoll verzierte Eingangstür aus Eichenholz würde ich gerne gehen. Ratlos stand ich neben meiner Mutter und fragte ganz traurig:

„Mama, warum weinst du?“

Mama strich mir übers Haar und sagte:

„Das war mal mein Elternhaus, hier bin ich geboren.“

Ich konnte das nicht verstehen und fragte sofort:

„Und warum wohnen wir nicht mehr hier?“

„Als ich noch ganz klein war, hat mir meine Mama einmal erzählt, dass wir alle von hier wegziehen müssen.“

„Warum?“

„Nun, das ist eine lange Geschichte. Mein Papa und meine Mama waren sehr reich und haben dann plötzlich alles verloren. Deshalb mussten wir von hier weg und deshalb sind wir auch jetzt so arm. Später, wenn du größer bist, werde ich dir alles erklären. Jetzt bist du noch zu klein dafür.“

„Mama, ich möchte auch einmal reich sein“, sagte ich zu meiner Mutter. Da wurde plötzlich unser Gespräch von zwei wütenden Hunden unterbrochen, die mit gefletschten Zähnen über uns herfielen. Glücklicherweise hatte meine Mutter alles im Griff und konnte schnell in die große Tasche ihres wendischen Rockes greifen, in der sie extra für solche Zwischenfälle rohe Knochen aus der Fleischerei ihres Bruders deponiert hatte. Die Hunde stürzten sich jetzt auf die Knochen und wir konnten unseren Weg unversehrt fortsetzen. Vor lauter Aufregung hatte ich jedoch ganz vergessen, dass ich eigentlich vorhatte, reich zu werden.

Mein Magen fing an zu knurren.

„Mama, sind wir bald bei Tante Günther?“ , fragte ich.

„Wir sind gleich da“, sagte Mama. „Sieh nur dort hinten das große Haus, dort wohnt Tante Günther.“

Ich sah ein auf einem Feldsteinsockel errichtetes Haus, auch mit roten Ziegeln eingedeckt.

„Aber so schön wie dein Elternhaus ist es lange nicht“, sagte ich.

„Jetzt sei endlich still!“, mahnte Mama. „Siehst du denn nicht, dass Tante Günther uns an ihrer Haustür schon erwartet?“

Meine Schritte wurden immer schneller, bald rannte ich und dann begrüßte ich Tante Günther mit „Dobry zeń“.

„Na Minka, kommst du nach rote Eier?“, fragte sie in wendischer Sprache.

Ich konnte sie verstehen, aber antworten wollte ich nicht. Wendisch konnte ich sowieso nicht so gut sprechen, deshalb beließ ich es meist beim Grüßen in dieser Sprache. Außerdem zweifelte ich an der Ernsthaftigkeit der Frage mit den „roten Eiern“. Ich sah die Tante ungläubig an. Bunte Ostereier und andere Geschenke hatte ich mir eigentlich vorgestellt und wusste nicht, dass dieser Osterbrauch des Patenbesuches „wir gehen nach rote Eier“ genannt wurde.

Inzwischen war meine Mama angekommen. So sehr ich mich auf Tante Günther gefreut hatte, so froh war ich jetzt, dass ich ihre vielen wendischen Fragen nicht mehr beantworten musste. Sie lachte über meine Antworten und ich dachte, sie lachte mich aus, weil ich nicht so gut wendisch sprechen konnte. Jetzt hatte sie sich viel mit Mama zu erzählen und ich konnte die Geschenke kaum erwarten. Tante Günther muss das bemerkt haben, denn sie unterbrach Mutter in ihrem Gespräch und sagte zu mir gewandt:



Osterfemmel



Das Walein